

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 9

Artikel: Die Heimkehr : aus Richard Wagners Jugendzeit
Autor: Böttcher, Max Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bleiben. Die Arbeit, die ich zwischendrin für sie ausführte, wurde seelenlos und ohne die gewohnte Sorgfalt getan. Ich war mit meinen Gedanken beständig wo anders; was kam es mir darauf an, ob eine Naht für Frau Hüppi ein wenig größere oder kleinere Stiche hatte? Sie konnte mit Recht über meine nachlässigen Leistungen schelten. In Wahrheit war jedoch ihre Unzufriedenheit mit mir nichts als Eifersucht. Sobald ich von drüben kam, sog sie mich aus, wie eine Spinne die Mücke: was Hüppi nun heute wieder gesagt habe, wie er mich angesehen, ob ich meine schönen Haare auf tun müsse, gewiß würde es ihm schwer, sie nicht zu streicheln, oder habe er sie gar schon einmal gestreichelt? Ob sie mir denn wirklich trauen könne? — Es war, als suchte sie mit Fleiß alles hervor, um es mir recht schwer zu machen, ihr meine Verehrung zu bewahren.

Die Seligkeit, die ich drüben erlebte und das, was Frau Hüppi hier daraus fabrizieren wollte, waren denn doch zwei zu grundverschiedene Dinge, als daß ich sie nicht hätte auseinanderhalten können. Dachte ich überhaupt noch an Frau Hüppi, dort, wo ihr Mann in Frage kam?

Welch ganz andere Dinge als alte Versprechen, ließen mich treu und auf mich bedacht sein! Meine Verehrung für den Künstler, der mir das Höchste, Heiligste aufschloß und die Achtung vor mir selber, die ich ihm erhalten mußte. Sie trug mich empor über mich, und ich durchlebte das Wunder, wie wir wachsen und stark werden, nur weil ein anderer, den wir hochschätzen, Größe in uns sieht.

Ich begann zu ahnen, worauf es zwischen Frau Hüppi und mir hinauslief. Sie hatte mich ihrem Manne vorgelegt in dem Glauben, mich so zu beherrschen, daß sie mich ihm wieder entziehen konnte, wann es ihr beliebe. Ich aber nahm mir großartig vor, mich nicht wieder in ihr Machtbereich locken zu lassen, sondern sie zu meinem neuen Glauben zu befehren, zu meinem Glauben in Hüppi und die große allmächtige Kunst.

Frisch, fröhlich breitete ich meine neuen Begeisterungen, Wahrheiten und Entdeckungen vor Frau Marga aus. Und bald war sie durch meiner Rede Kraft so sehr überzeugt, daß sie mich nicht mehr mit ihren Eifersüchteleien plagte. Ich triumphtierte. Ihre Spekulation war großzügig wie alle ihre Berechnungen. Sie sah ein, daß sie mit ihrer Person nicht gegen Hüppis Einfluß auf mich standhalten konnte. So mußte sie sich also bequemen, mit dem neuen Verhältnis zwischen Hüppi und mir zu rechnen, und uns beide in die Faust zu nehmen.

„Anna“, sagte sie in einer stillen Arbeitsstunde, „ich will dir nicht verschweigen, daß ich etwas sehr Häßliches gegen dich gefühlt habe. Ich war eifersüchtig, richtig kleinlich eifersüchtig auf dich. Aber ich habe gekämpft, und nun weiß ich meine Aufgabe: alles muß zurückstehen vor Hüppis großem Werk. Wir wollen zusammenhalten, du und ich, und an weiter nichts denken als an Hüppis Arbeit. Was sind auch zwei so kleine Weiblein gegen einen großen Künstler? Nur allzu recht hast du, es ist das Höchste und Größte, wenn man mithelfen darf an solch einem Werk der Ewigkeit. Alles andere ist nichts. Du liebes, du großes, gutes Kind!“ rief sie aus und ich lag in ihren Armen, reuevoll und verlegen, daß ich im Begriff gewesen war, solch eine

große Seele zu unterschätzen. Wie verständnisvoll war sie, wie tapfer hatte sie sich durchgekämpft! Es waren zwei seltene Menschen, zwischen denen ich leben durfte! Wie reich, fast überreich war von nun ab mein Dasein.

Die Nähte meiner Maschine in Frau Hüppis Stoffen wurden wieder schön und ordentlich, trotzdem Frau Marga seit der entschlossenen Umwandlung ihres inneren Menschen auch darüber kein Wort mehr verlor. Aber ich hatte doch auch mein Stückchen Anständigkeit im Leibe, ich raffte mich zusammen und fühlte mich verpflichtet, wieder manches auszugleichen, sobald ich einsah, wie sehr Unrecht ich meiner lieben Frau Hüppi in meinem vorwigen Zweifel getan. Die schwierige Harmonie des lange tastend gesuchten Dreiklanges schien endlich gefunden. (Fortsetzung folgt.)

Die Heimkehr.

Aus Richard Wagners Jugendzeit.
Erzählt von Max Karl Böttcher.

Vor dem Heidekrug zu Bössendorf, unweit Dresdens, hielt die gelbe Postkutsche, eine alte, klapprige Karre, dem nicht gar oft hatte sie aus dem kleinen Kirchspiel Passagiere nach Dresden zu befördern, und der Posthalter Möller hatte am liebsten diese unrentable Linie einziehen lassen, wenn ihm dann nicht die staatliche Lizenz verloren gegangen wäre.

Heute aber, am Morgen des 30. September 1821, herrschte reges Leben vor dem Heidekrug. Viele Leute waren versammelt, der Pfarrer und der Kantor an der Spitze, und wohl ein gutes Duzend Kinder, auch einige Bauern und Weiber drängten hinzu, um dem einzigen Fahrgast, der vor dem offenen Schläge der Kutsche stand, nochmals die Hände zu drücken, und war doch bloß ein blasser Knabe von neun Jahren, in seinen gelbbraunen Schaffstiefeln und dem karierten Dreifragmantel wie ein kleiner Cavalier aussehend.

„Nun reise mit Gott, mein Richard! Und grüße mir deine Frau Mutter und deinen Herrn Vater recht schön, und ich wünsche von Herzen, daß der Herr Vater bald wieder voll gesund werden möge! Dann kommst du wieder zurück zu uns, mein Junge!“ sagte nun ernst und würdevoll der Pfarrer und drückte den schwächlichen Knaben in aufwallendem Abschiedsweh an sich. Und die alte, treue Pfarrköchin schob dem Knaben ein Bäckchen unter den Arm und flüsterte: „Sind Kräppelchen drin, Richardel, die du so gern magst! Laß sie dir gut schmecken und vergiß die alte Cäzili nicht, Bub!“

Und nun drängten sich alle anderen hinzu und drückten dem Knaben die Hände, und im Augenblick, da er einsteigen wollte, kam im Lauffschritt noch ein Fahrgast hinzu, der auch nach Dresden wollte, der Königliche Sächsische Steuer- rat Liebetraut. Er hatte auf dem Freigute zu Bössendorf dienstlich zu tun gehabt und fuhr nun mit nach der Residenz zurück. Er stieg ein, setzte sich bequem in die schägigen Polster der Kutsche und rief dann etwas ungeduldig: „Es kann fortgehen, Schwager!“ Damit meinte er den Postillon.

Man schob nun den Knaben ebenfalls in den Postwagen, reichte ihm nochmals die Hand hinein, und er schloß und unterdrückte mannhaft die Tränen. Mit einem garstigen Rude zog die Postkutsche an und holperte nun auf der zerfahrenen Dorfstraße dahin. Der Bub lehnte sich zum Fenster hinaus und winkte und wedelte mit dem Schaffstüchlein und hörte gerade noch, wie der Kantor ihm nachrief: „Vergiß mir nicht, auf dem Klavier zu üben, Richard. Den dritten Takt von „Neb immer Treu und Redlichkeit!“

Da haperts manchmal immer noch, und auch den „Jungferntanz“ täglich zweimal üben!“

Da mußte der kleine Passagier unter Tränen lächeln. Er setzte sich nun schüchtern und artig auf den Rand des Polsterstuhls, dem vornehmen und behäbigen Herrn gegenüber. — Der schaute ihn wohlwollend an und fragte dann: „Auch nach Dresden, kleiner Mann?“

„Ja, Herr!“

„Warst wohl auf Besuch beim Pfarrer in Possendorf?“

„Nein, Herr, nicht auf Besuch, sondern zur Erziehung beim Herrn Pfarrer seit einem Jahre. Aber ich muß nun schnell nach Hause, weil mein Vater so schwer krank geworden ist.“

„Ach gar! Das tut mir leid! Wie heißt du denn, nun?“

„Richard Wagner, ist mein richtiger Name, aber in der Schule nennen sie mich Richard Geyer. So heißt mein jetziger Vater, denn mein richtiger Vater starb schon im November 1813, als ich erst einhalb Jahr alt war. Ich kann mich gar nicht auf ihn entsinnen, und nun ist Herr Geyer mein Vater.“

„So, so! Und der ist schwerkrank?“

„Ja! Gestern kam ein reitender Bote von meiner Mutter aus Dresden, ich solle sofort heimkommen.“

„Ja, ja, so geht es in der Welt! Sage einmal, Stiften, was ist denn dein Herr Vater in Dresden?“

„Mein verstorbener Vater war nicht in Dresden, er war Polizeiaktuar am Leipziger Stadtgericht, und ich bin auch in Leipzig geboren, im Hause „Zum roten und weißen Löwen“, wenn Sie das kennen sollten. Aber schon im November 1813, kurz nach der großen Schlacht, starb mein Vater am Lazarethfieber.“

„So, so! Und da hat nun deine Frau Mutter wieder geheiratet?“ fragte ein wenig neugierig der Steuerrat, der an dem gewekten und seinem Alter weit vorausseilenden Knaben Gefallen fand und natürlich nicht ahnen konnte, daß der kleine Mitreisende dereinst einer der größten Musiker aller Zeiten werden würde.

„Ja, Herr, meine Mutter hat wieder geheiratet. Sie war ja eine arme Witwe, und wir sind sieben Geschwister, ich bin eigentlich das neunte, aber zwei sind gestorben. Und da hat der beste Freund meines verstorbenen Vaters, der Herr Ludwig Geyer, meine Mutter geheiratet, und der ist so gut zu uns allen.“

„Ludwig Geyer, sagtest du, heißt dein Vater. Doch nicht etwa der Hofschauspieler Ludwig Geyer?“ fragte jetzt doppelt interessiert der Steuerrat.

„Aber doch! Und mein Vater ist nicht nur Hofschauspieler, er kann eigentlich alles, er ist auch Sänger, Dichter und Maler ...“

„Ich weiß, ich weiß, Bub! Und so krank ist er nun?“

„Ja, ganz plötzlich! Ach, wenn er nur nicht sterben muß, er ist ja immer so gut zu mir gewesen und will etwas Tüchtiges aus mir machen.“

„Nun, Sorge dich nicht allzusehr, er wird schon wieder genesen. Was willst du denn einmal werden, Kleiner?“

„Ach, ich möchte so gern auf die Bühne!“

„Weil dein Vater Hofschauspieler ist, gelt, Richard?“

„Ja, und auch meine drei Schwestern sind an der Bühne als Sängern und Schauspielerinnen, Rosalie wird sogar demnächst Hofopernsängerin und mein älterer Bruder Albert, der erst Doktor studiert hat, läßt sich jetzt als Sänger ausbilden, und denken Sie nur, Herr Rat, ich habe ja auch selbst schon mitgespielt auf der Bühne, ganz kleine Rollen natürlich nur. Der Herr Hofkapellmeister Carl Maria von Weber ist doch so gut befreundet mit uns und durch ihn bin ich auch schon ein paarmal auf die Bühne gekommen. Ach, wenn ich Herrn von Weber am Dirigentenpulte stehen sehe und beobachte, wie er dirigiert und alles leitet und alle nach ihm schauen, da habe ich nur einen

Wunsch: daß ich auch einmal, wenn ich erst groß bin, so vor dem Orchester stehen kann und so berühmt würde wie der Herr von Weber. Aber seinen „Freischütz“ läßt mich meine Mutter nicht mehr sehen und hören, denn dann bin ich immer so aufgereggt und fürchte mich nachts so vor Gespenstern.“

„Siehst du, das ist eben nichts für Kinder. Ich wüßte dich überhaupt, wie du kleiner Mann bereits so über die Theaterwelt unterrichtet bist.“

„Aber Herr — Herr?“

„Ich bin der Königliche Steuerrat Liebetraut.“

„Aber Herr Steuerrat, wo doch bei uns daheim von früh bis abends nur vom Theater gesprochen wird! Der Vater ist Hofschauspieler, drei Schwestern auch an der Bühne und alle unsere Freunde und Bekannten sind vom Theater! Aber meine Mutter will durchaus nicht, daß auch ich einmal an das Theater gehe, sie hat sogar gesagt, sie wolle mich verstoßen, wenn ich zur Bühne gehe! Deshalb haben mich ja auch meine Eltern von zu Hause fortgetan zum Pfarrer nach Possendorf, dort habe ich tüchtig Griechisch, Lateinisch, Mythologie und alte Geschichte lernen müssen, und beim Kantor nebenbei auch ein wenig Musikunterricht.“

„Hast du denn schon recht viel gelernt auf dem Klavier?“

Diese Frage schien dem Knaben etwas peinlich zu sein. Er schaute vor sich nieder, und errötend erwiderte er endlich: „Ich habe nicht allzuviel Lust zur Musik, und ich kann erst zwei Lieder spielen.“

„Ach gar! Welche denn?“

„Ach immer Treu und Redlichkeit“ und dann den „Jungferntanz“ aus dem „Freischütz“. Wissen Sie, Herr Steuerrat, der Kantor sagt öfters, ich würde vielleicht einmal ein Dichter werden, aber nie ein Musiker, denn dazu wäre meine Begabung doch zu gering!“

„Ein Dichter?! Kannst du denn dichten, du kleiner Mann?“

„Kürzlich starb einer unserer Mitschüler, und da mußten wir anderen jeder ein Gedicht auf seinen Tod schreiben, und von allen wurde mein Gedicht als das beste ausgewählt und zur Totenfeier vorgetragen.“

„Na, da kannst du ja stolz darauf sein! Und nun wollen wir uns fertig machen zum Aussteigen. Wir kommen bald zum Südtor, und gleich ist da die Posthalterei.“ —

Ein Stündlein später stand der kleine Richard Wagner nun am Krankenbett seines über alles geliebten Pflegevaters. Der gütige Mann hielt lange die Hände des kleinen Richard in den seinen und sagte mit müder Stimme: „Gut, daß ich dich noch einmal sehe, Buble! Ich habe dich sehr lieb gehabt alle Zeit und wollte etwas recht Ordentliches aus dir machen, etwas Großes, aber nicht am Theater. Schau, wenn ich nun heimgegangen bin, ist die Mutter wieder verlassen. Doch für dich ist gesorgt! Du reitest zu meinem Bruder nach Eisleben, der ist dort ein angesehener Goldschmiedemeister. Und nun gehe an das Klavier, Buble, und spiele mir vor, was du beim Kantor in Possendorf gelernt hast!“

Weinend schritt Richard Wagner in das Nebenzimmer und setzte sich an den Flügel, und nun erklang es leise durch den stillen Raum: „Ach immer Treu und Redlichkeit“ und in seiner Ergriffenheit spielte Richard Wagner das schlichte Liedlein das erste Mal fehlerfrei und mit Gefühl, und er hörte, wie der todfranke Mann nebenan mit schwacher Stimme zur Mutter sagte: „Sollte er Talent zur Musik haben?“ —

Nun, wir die Nachwelt, können diese Frage beantworten. Nicht nur Talent zur Musik hatte Richard Wagner, nein, er wurde einer der größten Musiker aller Zeiten. Und im Wagnerjahre 1933 wird des großen Meisters auf der ganzen Erde ehrend gedacht.